

Der Medtech-Industrie geht es zu gut

Fehlender Leidensdruck bringt die Branche technologisch ins Hintertreffen



Die Entwicklung in der Medizintechnik ist rasant – und die Gefahr, davon überrollt zu werden, entsprechend gross. ADRIAN BAER / NZZ

GIORGIO V. MÜLLER, BERN

Wer viel hat, hat auch viel zu verlieren: Die erfolgsverwöhnte Schweizer Medizintechnik-Branche befindet sich zurzeit vorwiegend im Verteidigungsmodus. Die negativen Schlagzeilen im vergangenen Herbst im Zusammenhang mit den «Implant Files» haben am guten Ruf der Branche gekratzt. Und die striktere Regulierung in Europa, der wichtigsten Absatzregion für die meisten Schweizer Medtech-Firmen, sowie das fehlende Rahmenabkommen der Schweiz mit der EU bedeuten Mehrarbeit, Unsicherheit und zusätzliche Kosten.

Beat Vonlanthen, der Präsident von Swiss Medtech, erklärte, den Firmen sei es «absolut unmöglich», bis am 26. Mai 2020 die neuen Zulassungsregeln der Europäischen Union zu erfüllen, denn es gebe erst zwei entsprechend zertifizierte

Zulassungsstellen in der EU. Er sei zuversichtlich, dass die EU dem Ruf nach einer Fristerstreckung nachkommen werde, sagte Vonlanthen am Swiss Medtech Day, der am Donnerstag zum 20. Mal stattfand.

Langsame Digitalisierung

Einer auf Abwehr eingestellten Branche fällt es besonders schwer, sich den anspruchsvollen Aufgaben zu widmen, die die Digitalisierung stellt. Agilität sei eben kein besonderes Merkmal der Medizintechnik-Branche, bemerkte ein Teilnehmer am Jahreskongress in Bern selbstkritisch. Tatsächlich ist der Rückstand dieses Industriezweigs bei der Digitalisierung im Vergleich mit anderen Branchen beträchtlich. Angesichts der potenziell umfangreichen Einsparungen

im Gesundheitswesen ist dies bedauerlich und stellt der bisher äusserst innovativen und erfolgreichen Medizintechnik-Branche kein gutes Zeugnis aus.

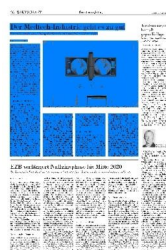
Eine Erklärung hängt eng mit dem Erfolg zusammen: Der Grossteil der rund 1400 Schweizer Medtech-Firmen erfreut sich einer kontinuierlich hohen Rentabilität. Das erlaubte es den Unternehmen, in den vergangenen vier Jahren 4000 neue Arbeitsplätze zu schaffen und eine Stütze der Exportwirtschaft zu bleiben, die 14% zu den Exporten der Schweiz beiträgt. Weil es fast allen Firmen so gut geht, fehlt der Leidensdruck, und die Motivation für Veränderungen ist gering.

Doch die technischen Veränderungen, die das Gesundheitswesen früher oder später erfassen werden, signalisieren, dass die Bequemlichkeit rascher als

Neue Zürcher Zeitung

Neue Zürcher Zeitung
8021 Zürich
044/ 258 11 11
<https://www.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 102'430
Erscheinungsweise: 6x wöchentlich



Seite: 26
Fläche: 59'101 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 73762048
Ausschnitt Seite: 2/2

erwartet ein Ende haben könnte. Das Risiko, von digitalen Trends überrannt zu werden, werde nicht von den angestammten Konkurrenten kommen, sagte Edward Muller. Muller befasst sich mit digitalen Fragen beim Schaffhauser Unternehmen IVF Hartmann, wo seit drei Jahren eine eigene Abteilung dafür unterhalten wird. Für einen Hersteller von vergleichsweise einfachen medizinischen Verbrauchsgütern scheint das nicht naheliegend. IVF Hartmann hat indes erkannt, dass sich im Beschaffungswesen das Umfeld rasch digitalisiert und sich das Unternehmen dieser Herausforderung stellen muss. In der Einschätzung von Muller bedeutet Digitalisierung kein einzelnes Projekt, sondern führt eher zu einem kontinuierlichen Veränderungsprozess innerhalb einer Firma.

Rapider Wandel

Welches Ausmass die technischen Veränderungen haben, die auf die Branche einwirken, legte Maria Gabrani, die am IBM Research Zurich tätig ist, in ihrem

Referat dar. Schon in zwei Jahren sollen Anwendungen für künstliche Intelligenz (Artificial Intelligence, AI) im Gesundheitswesen einen Umfang von 6,6 Mrd. \$ erreichen. In der Medikamentenforschung flössen derzeit bereits 19% der Ausgaben in diesen Bereich, vor allem in der Krebsforschung sei AI ein unentbehrlicher Teil der Aktivitäten geworden, erklärte Gabrani.

Weil im Gesundheitswesen mit besonders heiklen und stark regulierten Daten gearbeitet wird, müssen auch die Ansprüche an die Technologie äusserst hoch sein. Die Daten gehören dem Urheber, in diesem Fall dem Patienten. Laut Gabrani waren die bisherigen Erfahrungen in der Praxis mit künstlicher Intelligenz nur deshalb ernüchternd, weil der Entscheidungsprozess nicht transparent dargelegt wurde und die Resultate nicht erklärbar waren. Künstliche Intelligenz dürfe keine Blackbox sein, meinte die Forscherin. Die Technologie an sich sei nicht risikobehaftet. Wie hoch das Risiko sei, hänge davon ab, wie die künstliche Intelligenz genutzt werde, was menschliche Intelligenz voraussetze.